

dtv

Es ist die einschneidendste Erfahrung seines Lebens: Im Sommer 1993 ist der Erzähler, ein Student in Cambridge, mit einem Forschungsprojekt über die Romane des französischen Schriftstellers Paul Michel beschäftigt. Daneben beginnt er eine Liebesbeziehung zu einer ungewöhnlichen jungen Frau, die ihn vom ersten Moment an in eine andere, leidenschaftliche Welt verstrickt, in der Lesen und Begehren eins sind. Angetrieben von ihrer Willensstärke, macht der Erzähler sich auf die Suche nach dem skandalumwitterten Philosophen und Schriftsteller, der seit Jahren in einer psychiatrischen Anstalt lebt . . .

Patricia Duncker wurde 1951 in Jamaika geboren, lebte lange in Frankreich und lehrt heute an der University of Manchester. Auf deutsch ist außerdem von ihr erschienen: »James Miranda Barry«, »Sieben Geschichten von Sex und Tod«, »Der tödliche Zwischenraum« und »Miss Webster und Chérif«.

Patricia Duncker

Die Germanistin

Roman

Deutsch von
Karen Nölle-Fischer

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Neuausgabe 2007

3. Auflage 2012

Veröffentlicht 1999 im

Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 1996 Patricia Duncker

Titel der englischen Originalausgabe:

›Hallucinating Foucault‹ (Serpent's Tail, London)

© 1997 der deutschsprachigen Ausgabe:

Berlin Verlag Verlagsbeteiligungsgesellschaft mbH & Co. KG, Berlin

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Willie Maldonado

Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg

Gesetzt aus der Bembo 10/12 (QuarkXPress)

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13502-3

Für S. J. D. – Meine Leserin

CAMBRIDGE

Der Traum geht so: Ich stehe vor einer heißen, grauen Felsmasse, und obenauf türmen sich gigantische, sargförmige Betonplatten. Wenn ich nach links schaue, sehe ich die glitzernde, wellige See, und auf jedem Kamm fängt sich das Licht. Das Meer ist menschenleer. Es ist Hochsommer, aber es ist niemand da. Keine Boote, keine Windsurfer, keine Fallschirmflieger, keine Badenden, keine Familien, keine Hunde. Die bunten Wimpel im kleinen Strandcafé wehen hoch und voll im Wind. Die Gischt spritzt an die Fässer, auf denen die Planken des Cafébodens ruhen, Bretter, bleich wie Treibholz, glatt unter meinen Füßen. Aber es ist niemand da. Die Tische sind verlassen. Der Tresen ist leer. Die Gläser sind weggestellt. Es ist niemand da. Ich spüre die Sonne auf meinem Rücken. Meine Augen werden schmal im grellen Licht.

Und dann sehe ich, daß ich nicht allein bin. Außer mir sind noch zwei Menschen da, ein Mann und ein Junge. Sie hocken an den Gezeitentümpeln im Ufergestein. Hier, wo die Wellen bei Flut höher schlagen, bleiben die Tümpel zurück, voll von winzigen durchsichtigen Krebsen, grünem Venushaar, Schalentieren, alten Dosen, frischem Sand. Die beiden rühren sich nicht. Sie spähen mit äußerster Konzentration in einen der Tümpel. Die Hand des Jungen ist noch im warmen, flachen Wasser. Er versucht, etwas zu fangen. Der Mann hält seine Zigarette so still in der Hand, daß die Asche nicht abfällt. Er konzentriert sich mit aller Kraft darauf, daß der Junge sein

Ziel erreicht. Sie sehen mich nicht. Ich rühre mich nicht. Ich spüre die Sonne auf meinem Rücken. Ich rieche die See, um die beiden gleißt das weiße Licht.

Dann – und das ist die einzige Bewegung, die ich die ganze Zeit über sehe – hat der Junge das gefunden, was er sucht, er zieht es aus dem Wasser. Ich kann nicht sehen, was er gefunden hat. Ich sehe nichts, nur seine sich hebende Hand, den Fall seiner Locken, als er sich mit triumphierendem Lächeln zu dem Mann umdreht. Und in dem freundlichen Blick des Mannes sehe ich die Komplizenschaft von Liebenden, die Freundschaft vieler Jahre, das Wagnis eines gemeinsamen Lebens, gemeinsame Arbeit, Begegnungen in Restaurants, auf öffentlichen Plätzen, eine gewachsene Intimität, die Verheißung von tausenderlei Dingen, die wir einander zu geben vermögen, wenn zwischen uns Liebe, Ehrlichkeit und Vertrauen herrschen. Ich weiß nicht, in wessen Erinnerung ich eingedrungen bin. Dies steht in keinem der Bücher.

Ich fange an zu schreien. Ich zittere, bin hysterisch, erschüttert. Im Traum strecke ich die Arme nach den beiden aus, um diesen Moment in die Zeit zurückzusetzen, um die Korruption der Veränderung aufzuhalten, um sie für immer in diesem Moment der bewußten Freude an Kameradschaft und Zuneigung festzuhalten, über die Kluft in ihrem und in meinem Leben hinweg. Der Blick vom einen zum andern strahlt, für immer auf den heißen, nassen Felsen erstarrt. Dann bin ich wach, und schwitzend und weinend dem Entsetzlichen preisgegeben, das ich nicht verhindern kann.

Manchmal entgleitet mir das, was im Sommer 1993 geschah. Dann habe ich nur diese schlechten, ständig wiederkehrenden Träume.

Ich habe meinen Abschluß in Cambridge gemacht. Ich habe Französisch und Deutsch studiert, in meinem letzten Jahr spezialisierte ich mich auf moderne französische Linguistik und Literatur. Ich schrieb eine Arbeit über moderne französische Geschichte. Das muß ich erzählen, weil es erklärt, warum ich so tief in die Sache hineingeraten bin. Sie war bereits der zentrale Gegenstand meines Interesses oder, wenn man so will, meine intellektuelle Leidenschaft. Was es nicht erklärt, ist, warum ich so persönlich in die Sache verwickelt wurde. Oder vielleicht doch. Als ich nämlich den Beschluß faßte, weiterzustudieren und eine Doktorarbeit zu schreiben, war es mir nicht nur mit meinem eigenen Schreiben, sondern auch mit seinem sehr ernst. Das Schreiben einer Dissertation ist eine einsame, obsessive Tätigkeit. Man lebt im eigenen Kopf, sonst nirgends. Universitätsbibliotheken sind wie Irrenhäuser, voll von Leuten, die Erscheinungen, Ahnungen, Obsessionen nachgehen. Der Mensch, mit dem man den größten Teil seiner Zeit verbringt, ist der, über den man schreibt. Manche Leute schreiben über Schulen, Künstlergruppen, historische Trends oder politische Tendenzen. Auch in meinem Jahrgang gab es solche Doktoranden, aber gewöhnlich tritt eine zentrale Figur in den Vordergrund. In meinem Fall war es Paul Michel.

Paul Michel ist jedem ein Begriff, wenn man nur ein bißchen nachhilft. Er hat zwischen 1968 und 1983 fünf Romane und einen Erzählband veröffentlicht. Sein erster Roman, *La Fuite*, der 1970 unter dem Titel *Escape* ins Englische übersetzt wurde, war während meines Grundstudiums Pflichtlektüre für das Seminar über den modernen französischen Roman. 1976 gewann er mit *La Maison d'Été* den Prix Goncourt, es ist nach Ansicht aller Kritiker sein gelungenstes Buch. Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Technisch gesehen stimmt es auf jeden Fall; außerdem ist es ein Buch, das klassische Themen behandelt: die Familie, das Erbe, die Last der Vergangen-

heit. Es liest sich wie das Werk eines Siebzigjährigen, der sein Leben in Frieden und Besinnlichkeit zugebracht hat. Aber der Eindruck täuscht. Paul Michel war der junge Wilde seiner Generation. Er machte Schlagzeilen. 1968 war er in der Sorbonne und warf Molotowcocktails auf den CRS. Er wurde 1970 unter dem Verdacht des Terrorismus verhaftet. Und es gingen Gerüchte, daß er durch eine Intervention des Elyséepalasts freikam. Manche Leute meinen, er könnte Mitglied der Action directe gewesen sein. Aber das glaube ich nicht. Auch wenn seine öffentlichen politischen Äußerungen extrem genug waren. Aus irgendeinem Grund wurde er nie in Studios oder Wohnungen interviewt wie die meisten anderen Schriftsteller, mit ihren Regalen voller Bücher und ihren afrikanischen Plastiken im Hintergrund. Soweit ich weiß, gibt es auch keine Innenaufnahmen: Er ist immer unterwegs, in Cafés, auf der Straße, an Autos gelehnt, als Sozius auf einem Motorrad, auf eine weiße Felslandschaft mit trockenem Gesträuch und Pinien blickend. Er war mehr als gutaussehend. Er war schön. Und er war homosexuell.

Er wird offen homosexuell gelebt haben, denke ich. Während ich sämtliche Interviews las, die er je gegeben hat, fiel mir auf, daß er seine Sexualität so aggressiv zu unterstreichen pflegte, wie es für die Zeit typisch war. Aber nie wurde ein anderer Name mit seinem assoziiert. Er hatte keinen lebenslangen Gefährten wie schwule Schriftsteller sonst häufig. Er war immer allein. Er schien keine Familie, keine Vergangenheit, keine Verbindungen zu besitzen. Es war, als wäre er sein eigener Autor, ein Mann ohne Angehörige. Einige Kritiker wiesen, wie mir schien, gönnerhaft darauf hin, daß Homosexualität in seinem Werk nur ein Thema unter anderen war und daß man ihn nicht schlicht als schwulen Schriftsteller abtun konnte. Dennoch fand ich, daß es ein zentrales Thema war. Und finde es noch. Seine Sicht der Familie, der Gesellschaft, der heterosexuellen Liebe, des Krieges, der Politik, des Begeh-

rens war jeweils die eines Außenseiters, eines Mannes, der nichts investiert hat und daher auch nichts zu verlieren hat.

Und ich hatte noch einen weiteren Schlüssel zur Konstruktion meines Bildes von Paul Michel. In einem späten Interview mit einer amerikanischen Zeitschrift, der *New York Times Book Review*, glaube ich, als *Midi* auf englisch herauskam, wurde er gefragt, welcher andere Schriftsteller ihn am nachhaltigsten beeinflusst habe. Und er entgegnete, ohne zu zögern, Foucault. Verweigerte aber jeden weiteren Kommentar.

Natürlich war Paul Michel ein Romanschriftsteller und Foucault ein Philosoph, aber zwischen ihnen gab es seltsame Verbindungen. Beide beschäftigten sich mit marginalisierten, zum Verstummen gebrachten Stimmen. Beide faszinierte das Groteske, Bizarre, Dämonische. Paul Michel hatte sein Konzept der Übertretung direkt von Foucault übernommen. Aber stilistisch lagen Welten zwischen ihnen. Foucaults riesige, dichte, barocke Entwürfe mit ihrem enormen Detailreichtum waren wie Gemälde von Hieronymus Bosch. Etwas war abgebildet, ein konventioneller Gegenstand, eine auf dem Bild zu sehende Figur, aber was die Behandlung lebendig machte, waren außerordentliche, surreale, beunruhigende Effekte, Augen, die zu Radieschen und Karotten wurden, und irdische Lüste, die zu Folterphantasien mit Eierschalen, Bolzen und Seilen wurden. Paul Michel schrieb mit der Klarheit und Einfachheit eines Autors, der in einer Welt der präzisen Gewichte und absoluten Farben lebte, einer Welt, in der jeder Gegenstand verdiente, gezählt, begehrt und geliebt zu werden. Er sah die Welt als Ganzes, aber aus einem schiefen Winkel. Er lehnte nichts ab. Er wurde beschuldigt, atheistisch, skrupellos, ein Mann ohne Werte zu sein. Die scharfsichtigeren – und feindseligeren – unter seinen Kritikern sahen in ihm einen Autor, der jedem Ereignis mit der stoischen Indifferenz dessen, der das Schicksal ange-

nommen hat, begegnete, dessen politisches Engagement nicht mehr war als eine existentielle Geste. Einen Mann ohne Moral und ohne Glauben.

Es stimmte sicher, daß eine tiefe Kluft sein politisches und sein schriftstellerisches Leben trennte. Persönlich war er in der radikalen Linken engagiert, aber sein Schreiben bewegte sich in klassischen Bahnen, es war, so könnte man sagen, auf olympische Weise elitär. Die Eleganz seiner Prosa trug den Stempel einer über alles erhabenen Indifferenz. Sein Leben setzte sich mit seiner Zeit auseinander, sein Schreiben war das eines Aristokraten, der seit vielen Jahrhunderten Land besitzt und weiß, daß seine Bauern ihm treu dienen und daß sich nie etwas ändern wird. Es war ein rätselhafter Widerspruch. Er galt nicht für Foucault; wenn ich mir einen von beiden zum Gefährten im politischen Kampf hätte wählen müssen, hätte ich Foucault gewählt. Er war der Idealist; Paul Michel war der Zyniker.

Aber Schreiben und Politik haben in der englischen Tradition ohnehin so gut wie nichts miteinander zu tun. Jedenfalls nicht seit dem Ableben von Winstanley und Milton. Ich wollte nicht in einem unseligen Liberalismus untergehen. In meinem letzten Schuljahr las ich alles, was E. M. Forster geschrieben hatte. Er hatte eine schreckliche Wirkung auf mich. Ich glaube, ihm habe ich es zu verdanken, daß ich mich seitdem so intensiv mit den Franzosen beschäftige.

Ich war mit einer Germanistin zusammen, als ich mit meiner Arbeit an Paul Michel begann. Sie sah sehr intensiv aus und war ein bißchen älter als ich. Ich sah sie zum erstenmal, als sie auf dem Weg in den Handschriftenlesesaal der Universitätsbibliothek war. Sie hatte dicke braune Locken und trug eine winzige runde Brille mit einem dünnen Rahmen. Sie war knochig, mit flinken Bewegungen, knabenhaft schlank, merkwürdig altmodisch in ihrer Art, wie eine Heroine aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Ich fand, daß sie faszi-

nierend aussah. Deshalb zog ich mit all meinen Büchern in den Handschriftenlesesaal um.

Sie rauchte. Dadurch lernte ich sie kennen. Nur ganz wenige Doktoranden rauchten, und neben der Cafeteria lag eine Art Gefängnishof, in dem wir Raucher, immer im Kreis marschierend, unser Gift konsumierten. Ich wartete, bis sie ihren Tee ausgetrunken hatte und in den Hof hinaustrat. Dann folgte ich ihr in sicherem Abstand. Als sie ihre Zigarette angezündet hatte und zielbewußt auf die Magnolie zuschritt, holte ich sie ein und bat sie um Feuer. Ich weiß, mit dieser Anmache haben sich vermutlich schon die Neandertaler beholfen, aber Frauen, die an einer Dissertation sitzen, merken für gewöhnlich nicht, daß man mit ihnen anbändeln will. Du bittest sie, dir von ihrer Arbeit zu erzählen, und meistens tun sie genau das. Stundenlang, ohne Punkt und Komma. Deshalb fragte ich sie nicht, worüber sie arbeitete, sondern, wie lange sie es schon tat. Zwei Jahre, sagte sie. Weitere Auskunft gab sie nicht. Ich fragte sie, wo sie wohnte. Maid's Causeway, sagte sie. Und in einem so abschließenden Ton, daß ich mich nicht mehr nach der Hausnummer zu fragen traute. Deshalb bedankte ich mich für das Feuer und zog so zerknirscht ab, als hätte sie mich gebissen.

Am nächsten Tag kam sie in der Cafeteria geradewegs auf mich zu und platzte mit einer Anklage heraus, die nun wirklich keine Anmache war.

»Wieso sitzt du im Handschriftenlesesaal, wenn du über Paul Michel arbeitest? Du brauchst doch gar keine alten Texte.«

Ich blieb ruhig.

»Woher weißt du, daß ich über Paul Michel arbeite?«

»Ich bin deine Bücher durchgegangen, als du zum Pinkeln warst.«

Ich war fassungslos. Sie gab zu, daß sie mich ausspionierte. Und sie stand noch da, die lockigen Haare in den Augen, und

wartete auf eine Antwort. Sie flößte mir solche Angst ein, daß ich die Wahrheit sagte.

»Ich arbeite dort, damit ich dich ansehen kann.«

»Das habe ich mir gedacht«, rief sie aufgebracht.

»Ach so, ist es so offensichtlich?« Wir waren noch nicht zusammen, und schon hatten wir unseren ersten Streit.

»Kommt an: Hastemalfeuer?« Sie ahmte verächtlich meine Stimme nach. »Seit fünf Monaten benutzt du dein eigenes Feuerzeug.«

»Du hast mich also beobachtet«, schoß ich zurück, um Boden zu gewinnen.

»Klar.« Sie setzte sich und steckte sich eine Zigarette an. »Wir sind nur fünf Raucher in den neueren Sprachen, und du bist einer davon.«

Ich dachte, gleich streckt sie mir die Zunge heraus. Sie sah so triumphierend aus wie ein Schulmädchen, das gerade alle Murmeln gewonnen hat.

»Warum hast du mich nicht gefragt, worüber ich arbeite?« Sie ging erneut in die Offensive. »Du hast doch keine Ahnung! Du denkst, Akademikerinnen sind allesamt blaustrümpfige Bimbos.«

»Moment mal«, unterbrach ich defensiv. Die Situation lief völlig aus dem Ruder. »Warum streitest du dich eigentlich mit mir?«

»Tu ich gar nicht.« Sie lächelte zum erstenmal, mit einem wundervollen, jugenhaften Grinsen. »Ich will mit dir ausgehen.«

»Sie dürfen hier nicht rauchen«, schimpfte die Frau von der Kasse, die plötzlich hinter ihr stand. »Gehen Sie sofort nach draußen.«

Ich schlang meinen Kuchen hinunter und folgte ihr auf den Hof. Ich konnte mein Glück nicht fassen.

»Also war ich dir schon aufgefallen?« fragte ich ungläubig.

»Ja«, sagte sie friedlich, »nimm dir eine Zigarette. Und diesmal kannst du dein eigenes Feuerzeug benutzen.«

»Die Sache ist so«, fuhr sie fort. »Ich habe nur eine kleine Wohnung, deshalb kannst du nicht einziehen. Aber ich möchte mit dir ins Bett. Also komm doch heute abend vorbei.«

Meine Zigarette fiel in eine Pfütze. Ihr Grinsen wurde breiter.

»Angsthase«, zischte sie, und ihre Augen blitzten hinter den dicken Gläsern mit den silbernen Fassungen. Und das war der Anfang unserer Affäre.

Sie war außerordentlich sprachbegabt. Sie sprach fließend Französisch. In ihrem freien Jahr zwischen der Privatschule und Cambridge hatte sie an einem Lycée außerhalb von Aix-en-Provence Englisch unterrichtet. Tagsüber hatte sie Schulkinder gebändigt und abends in der Kneipe die Rüpel. Sie hatte sämtliche Bücher von Paul Michel gelesen und hatte dezidierte Meinungen dazu, zu jedem einzelnen, völlig andere als die üblichen. Ich weiß nicht, ob es daran lag, daß sie mir nicht auf die Füße treten wollte, aber es fiel mir nicht leicht, ihr Urteil genau zu ergründen. Deutlich war nur, daß es geradezu fanatisch war. Sie hatte außerdem ganz bestimmte Vorstellungen davon, was im Bett zwischen uns ablaufen sollte. Ich fand das wunderbar, weil ich gar nicht viel tun mußte. Sie schrieb ihre Doktorarbeit über Schiller. Meiner Meinung nach hatte Schiller keine Chance.

Am Beginn einer Affäre verbringen Liebende gewöhnlich viel Zeit im Bett. Und wenn sie dann einmal aufstehen, sind sie erschöpft; nach Hochleistungen und Siegen abgekämpft. Bei der Germanistin war das anders. Um acht Uhr morgens stand sie munter und bebrillt in meiner oder ihrer Küche und kochte Kaffee. Ich hörte dann das grimmige Brummen der Moulinex, atmete die entsetzlichen, unvermeidlichen Dämpfe des starken, schwarzen Antiaphrodisiakums und wußte, daß der Arbeitstag begonnen hatte. Sie machte Toast, scheuerte das

Spülbecken, packte ihre Tasche und fuhr mit dem Fahrrad davon. Ganz gleich bei welchem Wetter. Spätestens um halb zehn beugte sie im Handschriftenlesesaal den Kopf über ihre Bücher. Wie gesagt, Schiller hatte keine Chance. Ich tauchte gewöhnlich gegen elf auf, ein bißchen benommen, noch von Sex berauscht. Dann hob sie den Kopf, achtunggebietend und streng wie eine Lehrerin, und ließ sich auf zwanzig Minuten Pause mit einer Tasse Kaffee und einer Zigarette ein.

Ich liebte ihre Wohnung. Sie lebte in zwei Räumen. Die Küche ging auf den Garten hinaus und war gelb und blau gestrichen. Ihre Tassen waren gelb, und ihre Teller waren blau. Sie hatte immer frische Blumen auf dem Tisch. Der Tisch und die Arbeitsflächen waren aus sauber gescheuertem Holz. Ihre Bewegungen beim Kochen waren konzentriert und exakt. Ihr Schreibstil ebenfalls. Wenn ich mich endlich aus dem Bett aufraffte, fand ich meist kurze Nachrichten von ihr auf dem Tisch.

*Kaffee auf Flamme. Frisches Brot im Kasten.
Alten Laib erst aufbrauchen.*

Ich bewahrte jede einzelne dieser kryptischen Nachrichten auf, als würde ich eines Tages die Formel für ihre Entschlüsselung finden.

Für sich selbst hängte sie Zettel über den Spiegel im Bad. Als ich an jenem ersten Morgen zum Klo wankte und mich fühlte wie ein abgedroschenes Klavier, hing dort, in großen Blockbuchstaben getippt, emphatisch, aggressiv, Posas Forderung an König Philipp II:

GEBEN SIE GEDANKENFREIHEIT!

Und wie Posa meinte die Germanistin es ernst. Sie wollte Freiheit in jeder Hinsicht – religiös, politisch, sexuell. Ich pflegte mir diese Badezimmerspiegelbotschaften, die immer

deutsch waren, abzuschreiben, alle Wörter, die ich nicht kannte, nachzuschlagen und über ihre elliptische Bedeutung zu grübeln.

Ihr Zimmer war eine frappierende, dekadente Anhäufung von Rot; eine scharlachrote Tagesdecke mit eingewebten Goldfäden, ein alter Kelim, den ihr Vater ihr geschenkt hatte, in turbulentem Ocker, Braun und Gold. Die mit roten Sattintrodellen verzierten Lampenschirme stammten aus einem Regency-Bordell. Sie hatte einen großen, leeren, glockenförmigen Vogelkäfig. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Berg Papier, über und über mit ihrer winzigen klaren Handschrift gefüllt. Mir schien, sie hatte bereits genug Material für ein Dutzend Dissertationen. Ich sah mir ihre Notizen an. Ich verstand nichts. Alle übrigen Flächen waren von Büchern eingenommen. Sie gab ihr ganzes Geld für Bücher aus und verbrachte ihre ganze Zeit mit Lesen. Die Bücher waren alle mit kritischen Anmerkungen versehen, Bemerkungen am Textrand oder seitenlangen Kommentaren, die zwischen den Seiten steckten. Sie durchstreifte die Literatur aller Jahrhunderte und hinterließ überall ihre Zeichen.

Als wir gut einen Monat zusammen waren, wagte ich es, nach dem Bord zu suchen, in dem sie ihre Paul-Michel-Romane hatte. Und tatsächlich standen sie alle zusammen in chronologischer Ordnung an einem privilegierten Ort neben ihrem Schreibtisch. Jedes Buch enthielt genausoviel Text von ihr wie von ihm. Sie hatte ihm ausführlich geantwortet. Auf weißen Klebezettelchen und ganzen Seiten voller Notizen. Innen auf den Buchumschlägen waren Daten eingetragen, offenbar die Monate, in denen sie die Bücher gelesen hatte. Anders als viele seiner Kritiker zog sie die späteren Werke vor. Wie ich hatte sie *La Fuite* im Grundstudium gelesen, aber sie hatte *Midi* zweimal und *L'Evadé* dreimal gelesen. Ich war verblüfft und erfreut. Ich fand mehrere Blätter ihrer Aufzeichnungen in Paul Michels letztem Roman. Sie leiteten mich zu

bestimmten Seiten, Episoden, Abschnitten. Einen Absatz hatte sie mit ihrer akribischen, wilden Handschrift fast unleserlich gemacht. Unten auf der Seite stand in ihren winzigen, emphatischen Blockbuchstaben: HÜTE DICH VOR FOUCAULT, als wäre der Philosoph ein besonders bissiger Hund. Ich besaß die gleiche Ausgabe, deshalb notierte ich die Seitenzahl. Mir fiel auf, daß sie sich ein Stückchen weiter auch einen Vermerk über eine Passage in einem Foucault-Interview notiert hatte. Ihn notierte ich ebenfalls und beschloß, diese eine kryptische Botschaft an sie selbst zu entschlüsseln. Sie wußte genau, daß ich über Paul Michel und Foucault schrieb. Kein einziges Mal hatte sie eine Meinung zu der Beziehung zwischen beiden geäußert. Jetzt da ich wußte, daß sie eine hatte, erschien mir ihr Schweigen merkwürdig, wenn nicht unheimlich. Aber sie mußte ihre Gründe dafür gehabt haben, nichts zu sagen. Ich schnüffelte in ihren Geheimnissen herum. Schuldbewußt stellte ich das Buch zurück ins Regal.

Ich stand verwirrt in der Mitte ihres Zimmers. Dann suchte ich ihre ganze Wohnung nach Foucault ab, konnte aber keines seiner Bücher finden. Er war offensichtlich verbannt worden.

Sie schien, selbst wenn sie nicht da war, in ihren Räumen anwesend zu sein; der Geruch ihrer Zigaretten, die kumulative Wirkung der von ihr abgebrannten Räucherstäbchen, die Büchse Öl für ihre Fahrradkette, die sie auf der Fensterbank stehen hatte, die verdreckten Handschuhe, die sie zur Gartenarbeit anzog. Es machte mir Spaß, dort zu sitzen und zu versuchen, sie zusammzusetzen wie ein Puzzle. Denn es paßte alles nicht recht. Einerseits ging sie mit beängstigender Direktheit vor. Es war mir noch nie passiert, daß ich die Hose ausziehen sollte, während die Frau zusah. Aber sie hatte auch zerbrechliche, kryptische, verschlossene Seiten. Wenn ich sie unerwartet berührte, schrak sie zusammen. Manchmal, wenn sie schrieb, konnte ich zusehen, wie sie schnell und flüssig eine